

TOBIAS WAGNER

**DEATH IN
BRACHSTEDT**

**BELTZ
& Gelberg**

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-75995-5 Print
ISBN 978-3-407-75996-2 E-Book (EPUB)



© 2025 Beltz & Gelberg

Verlagsgruppe Beltz

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

service@beltz.de

Alle Rechte vorbehalten

Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Lektorat: Andrea Baron

Neue Rechtschreibung

Umschlaggestaltung: Anke Koopmann

Herstellung: Elisabeth Werner

Satz: publish4you, Roßleben-Wiehe

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem

Klimabeitrag (ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

1 2 3 4 5 28 27 26 25

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln
finden Sie unter: www.beltz.de

1 - NORA

Auf dem Weg ins Badezimmer sah ich, dass die Wohnungstür offenstand. Im ersten Moment wollte ich sie zuziehen. Dann stellte ich einen Fuß in den Hausflur und lauschte in die Dunkelheit. Das Licht des Korridors fiel zwei Meter ins Treppenhaus. Es war mucksmäuschenstill.

»Hallo-o? Papa-a?« Keine Antwort. Nur das übliche, kurze Echo.

Misstrauisch schloss ich die Tür und begann die Wohnung zu durchsuchen. Dabei achtete ich auf meine Bewegungen. Wie bei einem Versteckspiel. Mit den Augen suchte ich die Räume ab, bevor ich sie betrat. Denn – ohne Scheiß – manchmal hatte Papa so was drauf. Dann erlaubte er sich einen Scherz, den ich nicht auf Anhieb verstand.

Eine Woche vor Ostern und mein Vater plötzlich verschwunden.

Einmal waren wir auf den Aussichtsturm in der Heide gegangen. Ich stand ganz oben auf der Plattform, eine Hand auf dem Kopf, denn der Wind hätte fast mein Basecap weggeweht, sah hinunter und war fasziniert von den winzigen Menschen auf den winzigen Waldwegen. Im nächsten Moment hörte ich die Stimme meines Vaters. Ein langgezogenes,

leiser werdendes »Aaah!«. Nach zwei Sekunden verstummte der Schrei. *Ach du Kacke*, dachte ich, jetzt ist er da runtergefallen! Ich rannte auf der Plattform hin und her und sah panisch über die Brüstung. Aber wie sich herausstellte, war Papa lediglich vier, fünf Stufen der Metalltreppe, die wir hochgekommen waren, nach unten gestiegen, ohne dass ich es bemerkt hatte. Und den Schrei hatte er imitiert, so dass es sich anhörte, als wäre er abgestürzt. Dann haben wir gelacht. Also erstmal mein Vater und später auch ich. Das sind so Späße, die ihm gern einfallen.

In der Küche und im Schlafzimmer suchte ich vergebens. Auf seinem Sessel im Wohnzimmer lag das platt gegessene Sofakissen. Der Fernseher lief. Einen goldenen Stab in der einen, ein dickes Buch in der anderen Hand, sprach der Papst in ein Mikrofon. Sein Gemurmel wurde auf einen riesigen Platz übertragen, auf dem hunderte Menschen in der Sonne standen. Ich nahm die Fernbedienung in die Hand und wollte gerade den roten Knopf drücken, da hörte ich das entfernte Krachen der Haustür. *Vielleicht hat Papa den Müll rausgebracht*, war mein erster Gedanke. Obwohl das reichlich ungewöhnlich wäre, denn das gehörte seit Jahren zu meinen Aufgaben. Ich ging in den Korridor und sah, dass Licht aus dem Hausflur durch die bunten Glasscheiben der Wohnungstür drang. Es folgten Schritte. Dann huschten zwei Schatten an unserer Wohnung vorbei und glitten in eines der oberen Stockwerke. Fehlanzeige. Bestimmt Besuch für die WG über uns. *Da oben geht es zu wie auf dem Bahnhof*, sagt Papa immer.

Nachdem ich die achtzig Quadratmeter unserer Wohnung erfolglos abgesucht hatte, fiel mir ein, weshalb ich mein Zimmer eigentlich verlassen hatte und ging fix ins Bad. Ich setzte

mich zum Pinkeln hin und überlegte, was ich als Nächstes tun sollte. Mein Vater war gegangen, und ich hatte keine Ahnung, wohin, und vor allem, wann er wiederkommen würde. Natürlich war ich schon oft allein in unserer Wohnung gewesen. Aber das sprachen wir normalerweise vorher miteinander ab. Falls er verschwunden blieb, müsste ich ihn vermisst melden. Die Polizei würde aber frühestens am nächsten Abend anfangen nach ihm zu suchen. Vierundzwanzig-Stunden-Regel. Das hatte mein Vater mir erklärt, nachdem ich einmal weggelaufen war. Damals hatten wir gestritten, ich weiß nicht mehr warum.

»Die ersten vierundzwanzig Stunden musst du allein klar kommen«, hatte er gesagt. »Solange wartet die Polizei, bis sie beginnt nach einem Vermissten zu suchen.«

Den Anruf bei der Kripo konnte ich mir also sparen. Vorerst jedenfalls. Aber unter keinen Umständen wollte ich rumsitzen und warten. Blieb eigentlich nur, weiter nach ihm zu suchen. In meiner Hand war noch die Fernbedienung. Ich hielt sie seitlich an meinen Kopf, wie Papa das tat, wenn er einen Scherzanruf bei der Bundesregierung oder dem Finanzamt machte. Ich stellte mir vor, am anderen Ende wären Nora Tschirner und ihr Tatortkollege. Jeden Sonntagabend ertönte pünktlich um 20:15 Uhr in unserem Wohnzimmer die Titelmelodie des *Tatorts*. Ich fand diese Krimis ultralangweilig. Nur wenn Nora Tschirner und Christian Ulmen ermittelten, dann setzte ich mich dazu. Das waren die einzigen Kommissare, die mir gefielen.

»Er taucht bestimmt wieder auf«, sagte Nora. »Vielleicht holt er nur Zigaretten.«

»Er ist Nichtraucher«, sagte ich.

»Oder er besucht einen Freund«, überlegte sie laut. »Hast du mal versucht ihn anzurufen?«

»Er hat kein Handy«, erwiderte ich. »In der Hinsicht ist er altmodisch.«

Der echten Nora Tschirner waren wir sogar schon begegnet, mein Vater und ich. Im Sommerurlaub voriges Jahr, in einer Fischerstube an der Ostsee. Da hatte sie mit ihrer Tochter am Nebentisch gesessen. Wie ganz normale Leute. Ich hatte mich über meinen Teller gebeugt, mit dem Kopf in ihre Richtung gedreht und Papa zugeflüstert, er solle mal unauffällig rüberschauen. »Was meinst du?«, fragte er stirnrunzelnd, nachdem er sich umgesehen hatte. »Na, da – Nora Tschirner«, presste ich so leise wie möglich und so laut wie nötig hervor. Mein Vater hatte mich daraufhin angesehen, als hätte ich gesagt, drei plus drei macht sieben.

»Gibt es einen anderen Ort, an dem er sich gern aufhält?«, fragte Nora am anderen Ende der Leitung.

»Keine Ahnung«, sagte ich und betrachtete die Fernbedienung, als wüsste sie mehr als ich. »In letzter Zeit verhält er sich oft merkwürdig. Moment! Vielleicht ist er im Park.«

Ich sprang von der Toilette auf, zottelte meine Hose hoch und drückte die Spülung. Während des Händewaschens betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel. Eine Fliege lief quer über mein Spiegelbild und blieb in der Ecke links oben sitzen, als wartete sie darauf, was als Nächstes passiert. Was, wenn Papa ernsthaft etwas zugestoßen ist? Vielleicht wurde er entführt? Immerhin hatte die Wohnungstür offen gestanden. War das ein Zeichen? Negativ, dachte ich, so was passiert

nur im Film. Aber es ließ sich nicht leugnen. Ich hatte keine Ahnung, wo mein Vater steckte. Sicher war nur, dass er sich nicht in unserer Wohnung aufhielt. Alle anderen Orte kamen theoretisch infrage. Ich spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Dann nahm ich den Schlüssel vom Schuhregal und verließ das Haus.

2 - MARSJAHR

Es war Sonntagabend, kurz vor acht, kurz vor *Tatort*. Die kleine Batterie oben rechts im Display meines Telefons zeigte sieben Prozent. Ich lief in der Dämmerung durch unsere Straße an einer langen Reihe geparkter Autos entlang. In den Fenstern der Häuser flackerte das Blaulicht der Fernseher. Ganz oben am Himmel zogen Schwalben wie kleine, schwarze Pfeilspitzen ihre Bahnen. Auch bei Familie Saubermann brannte Licht. Bestimmt saßen sie alle vor der Glotze. Saubermann war nicht ihr richtiger Name. Ich hatte ihn mir ausgedacht, nachdem ich sie eine Weile mit Papas Fernglas beobachtet hatte. Im Vorbeigehen blitzten in einem Kellerfenster die Streifen meiner Turnschuhe auf, darüber die kurze Hose. Es war ungewöhnlich warm. Als wollte das Jahr den Frühling überspringen und gleich vom Winter in den Sommer übergehen. »Wir erleben eine historische Anomalie in Sachen Klima«, hatte die Wittich, unsere Klassenlehrerin, am letzten Schultag vor den Ferien erklärt. »Einen Rekordmonat, sagen die Experten.« Seit Beginn der Wetteraufzeichnungen habe es keinen so heißen März mehr gegeben. Tatsächlich war es seit zwei Wochen so warm, dass manche Biergärten vorzeitig geöffnet hatten. Und auf dem Schulhof standen die Jungs in kurzen Hosen und prahlten damit, dass sie schon im Heidesee *anbaden* waren. Ich lief die men-

schenleere Straße entlang, googelte währenddessen und erfuhr, dass Meteorologen sogar das Wetter auf dem Mars beobachteten und protokollierten. *Hat das Marsjahr auch einen März?*

Hinter dem mit Baugerüsten verkleideten Haus am Ende der Straße ging die Sonne unter. Ich bog nach rechts ab und überquerte einen Zebrastreifen. Die Dämmerung war fast unmerklich der Dunkelheit gewichen. Die Häuser und Autos verloren ihre Farben. Am Spielplatz hinter der Steinmühlenbrücke nahm ich den Weg zur Schleuse, holte mein Telefon erneut hervor und leuchtete mit dem Display auf den Weg vor meinen Füßen. In der Ferne schlug eine Kirchturmglöcke acht Mal. Normalerweise saß Papa um diese Zeit vor dem Fernseher und sah sich die Tagesschau an. Nach zweihundert Metern schlug ich mich quer durch die Büsche zum Flussufer. Dort gab es eine Fläche, die frei von Bäumen und Sträuchern war. Ich setzte mich mit dem Rücken an einen breiten Stamm am Rand der kleinen Lichtung, streckte die Beine aus und verstaute mein Handy umständlich in der Hosentasche. Genau an dieser Stelle hatte mein Vater Anfang des Jahres gestanden. Während unseres Neujahrsspaziergangs, auf den Papa nach wie vor bestand, hatte er mich auf die Lichtung geführt und erklärt, er fände es »phänomenal« hier und käme öfter her, um den Fluss und die Tiere zu beobachten. Und übrigens, ein Freund hätte ihm ein Geldgeschenk gemacht. Wir müssten uns ab sofort keine Sorgen mehr machen. Ich hatte noch nie Geldsorgen und fand das alles reichlich merkwürdig damals. Nein, was mich irritierte war die Art, wie er das sagte. Er hatte mich angesehen, als hätte er mir noch mehr mitzuteilen. Als wäre da noch etwas. Aber es kam nichts. Als hätte er schlicht vergessen, was er sagen wollte.

Hinter dem Baum, an dem ich lehnte, machte der Wasser-

lauf eine Biegung und verlor sich weiter hinten unter der Brücke am Eingang des Parks. Vom Weg aus konnte man dieses Versteck nicht sehen. In diesem Moment fiel mir ein, wen ich längst hätte anrufen sollen. Ich holte das Telefon hervor. Noch vierzehn Prozent. Ich wählte eine Nummer.

»Ja?«

»Ich bin's«, sagte ich und hob einen Zweig vom Boden auf. »Papa ist weg. Im Ernst, er hat die Wohnung verlassen, ohne ein Wort.«

»Leo? Er ist bei mir, es geht ihm gut«, sagte Tante Lisa. »Ich habe schon versucht, dich zu erreichen. Hast du eine neue Nummer?« Tante Lisa ist Papas Schwester. Sie ist Bibliothekarin an der Uni, wohnt im Süden der Stadt und sie hat eine Katze namens Polli. Sie ist nicht nur an Weihnachten und den Geburtstagen mit den besten Geschenken am Start, sondern immer, wenn man sie braucht.

»Ach was«, sagte ich und begann die kleinen Blätter des Zweiges abzuzupfen. In diesem Moment hätte mir ein Stein vom Herzen fallen sollen, wie man so schön sagt. Stattdessen stellte sich ein eher mulmiges Gefühl ein. Und ich wurde wütend. Was waren denn das für Methoden? Ausreißen und nicht Bescheid geben! Mein Vater war eigentlich ganz okay. Wir kamen gut zurecht. Aber für seine jüngsten Eskapaden fehlten mir die Worte. »Ja, neue Nummer«, sagte ich grimmig.

»Wolfgang hat plötzlich durchs Fenster geschaut«, erzählte Tante Lisa. »Ich habe mich vielleicht erschrocken. Ich glaube, er ist mit der Bahn gekommen.«

»Was hat er denn gesagt? Ich meine, warum ist er zu dir gefahren, ohne mir Bescheid zu sagen?«, fragte ich. »Sonntagabend sitzt er normalerweise vor dem Fernseher.«

»Das habe ich ihn auch gefragt, aber er stand nur da und sagte nichts. Ich habe ihn reingelassen und Tee gemacht. Jetzt schauen wir Tatort.«

»Tante Lisa, mein Akku ist gleich leer.« Ich steckte ein Ende des Zweiges in die Öffnung einer leeren Coladose.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte sie. »So geht das nicht. Das ist mir zu abenteuerlich, wenn Wolfgang umherirrt und keiner weiß, wo er ist. Und du kannst dich nicht um ihn kümmern. Du musst lernen.«

»Ja«, sagte ich.

»Du lernst doch? Für Mathe?«

»Ja, sicher.«

»Mir wäre wohler, wenn Wolfgang erstmal hierbleibt«, sagte sie. »Morgen gehe ich mit ihm zu Doktor Pilz. Wir können dich so lange allein lassen?«

»Morgen geht nicht«, erwiderte ich.

»Was meinst du?«, sagte sie. »Du hast doch Ferien.«

»Ja, aber du kannst morgen nicht zu Doktor Pilz.« Ich schleuderte die Dose im hohen Bogen Richtung Fluss, wo sie aufs Wasser patschte. Vielleicht schafft sie es bis zur Elbe, dachte ich, und später in die Nordsee und immer weiter. »Die Praxis ist montags geschlossen. Erst am Dienstag ...«

»Wir machen es anders«, unterbrach sie mich. »Wolfgang bleibt vorerst bei mir. Und übermorgen gehen wir zu Doktor Pilz.« Sie müsse zwar zur Uni, sprach sie weiter, da sei zurzeit die Hölle los wegen der Abschlussprüfungen, sie habe auch so einen Pfeifton im linken Ohr, wie jedes Jahr um diese Zeit. Aber egal, ich solle sie in den nächsten Tagen besuchen kommen, sie wolle mich sehen, damit sie sicher sei, dass alles in Ordnung ist. Dann würde sie mir auch etwas Geld geben.

Ob ich bis dahin zurechtkäme?

»Sicher«, sagte ich. »Kein Problem.«

Zehn Sekunden blieb es still in der Leitung. »Welches Problem? Leo?«, rief Tante Lisa. »Du warst kurz weg.«

»Kein Problem«, sagte ich laut, klemmte das Telefon zwischen Schulter und Ohr und zerbrach den Zweig. »Nur mein Akku!«

»Sag mal, lässt er noch Bananen herumliegen?«, fragte sie.

Es hatte tatsächlich mit Bananen angefangen. Das war das erste, was mich irritiert hatte. Mein Vater ließ eine Zeit lang überall in unserer Wohnung Bananen herumliegen. Keine Äpfel oder Kiwis oder Melonen oder weiß der Geier. Ausschließlich Bananen. Zur Hälfte geschält, ein-, zweimal abgebissen und irgendwo hingelegt. Aufs Schuhregal oder neben den Fernseher, oder auf den Waschbeckenrand. Aber das hatte so plötzlich aufgehört, wie es begonnen hatte.

»Nein, keine Bananen zurzeit«, sagte ich.

»Gut, dann sehen wir uns.« Tante Lisa summte zwischen den Sätzen. Das tat sie, wenn sie nervös war. »Hörst du? Safe the date.«

»Safe the date?« Ich hob die Augenbrauen.

»Das sagt ihr doch heutzutage?«

»Nope«, sagte ich.

»Na gut. Ich verlasse mich auf dich.«

»Geht klar«, sagte ich und blickte eine Weile auf das helle Display des Telefons. Danach brauchten meine Augen einige Sekunden, bis sich die Umrisse der Bäume wieder gegen den Nachthimmel abzeichneten. Ich wählte erneut den Notruf.

»Ja?«, sagte Noras Stimme.

»Ich nochmal. Meinem Vater geht es gut. Er ... ist bei meiner Tante.«

»Alles klaro«, sagte Nora. »Was wirst du jetzt machen?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Solltest du nicht lieber nach Hause gehen?« Sie klang besorgt. »Das ist doch sicher gruselig, nachts allein im Park?«

»Bisher nicht«, antwortete ich und sah mich um. Die Äste der Bäume, die meisten waren kahl, ragten steil in das Schwarz des Himmels, als zeigten sie auf einen bestimmten Punkt. Vereinzelt funkelten Sterne, irgendwo quakten Frösche. Die Vögel schienen zu schlafen oder hatten sich versteckt, jedenfalls waren da nur die Frösche. Hier und da schwebten kleine Insekten Schwärme. Papa sagt, die meisten Lichtpunkte am Nachthimmel wären Sonnen und unserer ähnlich, nur die Größen variierten. Außerdem lebten Sonnen nicht ewig, sondern starben, wenn alles, was an ihnen glühen konnte, verglüht war. Auch unser Stern würde eines Tages erschöpft sein und aus ihm würde ein Roter Riese und danach ein Weißer Zwerg werden. Aber das war noch lange hin. Jetzt lag erstmal eine Woche Ferien vor mir. Die Umstände waren zwar sonderbar, aber ich hatte die Wohnung für mich und konnte tun und lassen, was ich wollte. So ähnlich musste sich Maik Klingenberg gefühlt haben. Oder die Jungs in *Stand by me*, meinem Lieblingsfilm. Da schlug erneut die Kirchturmglöcke, neun oder zehn Mal, ich hatte mich verzählt. Ich war müde und dachte an Papa, wie er in Tante Lisas Gästezimmer lag, nicht schlafen konnte und grübelte. Bestimmt sprang Polli zu ihm aufs Bett und er jagte sie runter oder warf etwas nach ihr. Papa mag Polli nicht, weil sie ihn einmal, als sie noch jünger war, aus dem Hinterhalt angesprungen und die Beine zerkratzt hatte.

Und aus irgendeinem Grund blieb ich noch lange sitzen, schaute zu den Sternen und irgendwann schlief ich ein.

3 - DAS MIT DEM AUTO

Im Morgengrauen weckte mich ein Geräusch von Blätterra-scheln. Darunter mischte sich ein Schnaufen oder Grunzen. Ich saß noch mit dem Rücken am Baum, war nur zusammen-gesunken, und starrte in die Richtung, aus der die tierischen Laute kamen. Mit einem Mal sprang ein Hund aus dem Ge-büsch. Er war groß und hatte helles, glänzendes Fell. Wie der Retriever von Saubermanns. Als er mich bemerkte, legte er seinen Kopf tiefer, knurrte und kam auf mich zu. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, suchten meine Hände auf dem Bo-den nach einem Ast oder Stein, obwohl ich nicht wusste, was ich damit anfangen sollte. Im nächsten Moment drang eine strenge Stimme vom Spielplatz durch die Büsche. Eine Frau rief: »Mika!« oder »Mischa!« Nachdem der Hund das Rufen ge-hört hatte, verdrehte er die Augen und sein Knurren verwand-elte sich in ein Winseln. Er stellte sich auf die Hinterbeine wie ein scheuendes Pferd und galoppierte davon.

Langsam kroch Licht zwischen den Sträuchern hindurch. Es war trübes Licht und zugleich hell und freundlich. Ich ging zum Pinkeln ans Wasser. Auf der anderen Seite des Flusses stand ein seltsames Haus. Es hatte die Form eines Würfels und ragte ein Stück über das Ufer hinaus. Hinter einer Glasfront stand eine Frau und sah zu mir herunter. Sie trug ein weites

T-Shirt und trank aus einer Tasse. Sie zeigte mit dem Finger auf mich und sprach in den Raum zu jemandem, den ich nicht sehen konnte.

Hinter mir raschelte es erneut. Aus dem Busch, aus dem der Hund gesprungen war, trat ein Mann. Er bog die Zweige zur Seite wie man einen Vorhang öffnet, bevor man eine Bühne betritt. Er schien mich nicht bemerkt zu haben und öffnete seinen Gürtel. Ich räusperte mich.

»Was zur –«, brummte der Mann, als er mich erblickte. Er hatte eine Zigarette im Mundwinkel und blieb einige Sekunden reglos stehen. Auch ich erstarrte. Langsam begann der Mann seine Hände an der Hose zu reiben, als wären sie nass und er wolle sie trocknen.

»Was du hier machst, hab ich gefragt!«, schrie er und schlug sich heftig auf die Oberschenkel.

»Ich ... ich muss mal«, stotterte ich.

Mit zusammengekniffenen Augen musterten wir uns. Wie in einem Western sah das aus. Er hatte halblange, braune Haare, trug eine silberne Halskette und ein dunkelblaues T-Shirt. Auf dem Shirt war ein Aufdruck. Dort stand: *Das mit dem Auto ist egal – Hauptsache dir ist nichts passiert.* Die Enden seines Gürtels baumelten an seiner Hose. Ich biss mir auf die Innenseiten meiner Wangen, um ein Lachen zu unterdrücken.

»Hast du mich erschreckt«, blaffte er und stapfte zurück auf den Gehweg.

Ich folgte dem Mann und lief eine Weile hinter ihm her. Ein flacher Nebel lag über den Wiesen rund um die Tennisplätze. Ein Hausmeister kehrte Laub zusammen. Als wir den Park verlassen hatten, wurde es laut. Der Frühverkehr hatte eingesetzt. Langsam erwachte die Stadt. Vor uns rumpelte ein Müllauto

über die Straße. Von weit weg schrie ein Kind. Einmal blieb der T-Shirt-Mann stehen und zündete sich eine Zigarette an. Dabei schwankte er ganz leicht wie ein Grashalm im Wind. Zwei Minuten später warf er die Kippe weg und verschwand im Eingang eines 24-Stunden-Supermarktes.

Was sollte ich jetzt machen? Allein nach Hause kam nicht in die Tüte, aber ich konnte auch nicht den ganzen Tag wildfremden Menschen hinterherlaufen. Es gab eigentlich nur eine Person, die ich sehen wollte – und das war Henri.

4 - TONY STARK

Ich lief unter den Bäumen die Willy-Lohmann-Straße entlang in das angrenzende Viertel. Das mit den Gründerzeithäusern und den Villen. Hier wohnte Henri.

Es war im vergangenen Herbst gewesen, am Anfang des Schuljahres, als Henri in unsere Klasse kam. Die Wittich hatte ihn als »Ongri Sajevic aus Bosnien« vorgestellt, obwohl er, wie ich später erfuhr, in Bonn geboren und dort die letzten Jahre aufs Gymnasium gegangen war. Anfang der 90er Jahre waren seine Eltern von Sarajevo nach Deutschland gekommen. Wegen des Krieges. Im vergangenen Schuljahr sei Henri oft krank gewesen und habe dementsprechend viel Unterrichtsstoff verpasst, referierte die Wittich weiter. Deshalb gehe er ab sofort in unsere Klasse, obwohl er ein Jahr älter sei. Na toll, dachte ich, ein Sitzenbleiber.

Henri trug Turnschuhe und Jeans, einen dunkelbraunen Gürtel mit abgewetzter Schnalle, ein hellblaues Poloshirt und eine teure Uhr. »Wie ein Jurastudent«, hatte mein Vater gesagt, als er Henri das erste Mal begegnete. Seine Haare waren kurz. Sehr kurz. Es sah aus als wäre er am Morgen mit langen Haaren aufgestanden, hätte in den Spiegel gesehen und sich noch schnell vor der Schule einen Radikalschnitt verpasst.

Henri war zwar zurückgestuft worden, aber auf den Kopf ge-

fallen war er nicht. Das wurde schnell klar. Den meisten von uns war er Lichtjahre voraus. Er hatte so einen *Blick*. Schwer zu beschreiben. Er stand da neben der Wittich, deren rotbraune Locken er überragte, und er sah sich um wie Tony Stark sich umsieht, wenn er einen Raum auf potentielle Gefahren abcheckt. Er wirkte keineswegs eingeschüchtert, wie das normal war bei Neulingen. Henri scannte unsere Klasse Kopf für Kopf, hier und da hob er einen Mundwinkel. Und als er keine Lust mehr hatte, rollte er mit den Augen, als wäre er gelangweilt. Die Wittich sah zu ihm auf und redete und redete, und als sie fertig war, setzte sie ihn ausgerechnet auf den freien Platz neben mir! Das versetzte mich damals, ehrlich gesagt, nicht gerade in Hochstimmung.

»Hey, Digger«, sagte er und klopfte auf den Tisch, wie mein Vater das in seiner Stammkneipe tat. »Henri.«

Und ich dachte, *Digger*? Was ist das denn für ein bescheuerter Slang! Ich hielt ihn für wahnsinnig arrogant und vergaß etwas zu erwidern, blickte nur mit großen Augen auf seine linke Hand. Der Daumen an dieser Hand war geschwollen und schimmerte in allen Schattierungen von Blau und Lila. Das war mir vorher gar nicht aufgefallen. Wie eine Aubergine sah der aus. Den Rest der Stunde hatte ich Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren. Immerzu starrte ich auf den demolierten Finger. Henri ignorierte mich. Bestimmt hielt er mich für stumm. Als es zur Pause klingelte und alle ihre Bücher einpackten, fragte ich ihn, was mit seiner Hand passiert sei. Er sah mich überrascht an, weil ich doch sprechen konnte, und erzählte von seinem großen Bruder. Der sei zwar älter, aber nicht stärker, und Henri hatte ihn quer durchs Haus gejagt, um ihn zu verprügeln, weil er sich an seinen Sachen vergriffen hatte.

»Was sonst«, sagte Henri. »Er war in sein Zimmer gelaufen. Aber dort saß er in der Falle. Dachte ich zumindest. Ich habe mich so in den Türrahmen gestellt.« Henri formte mit seinen Armen und Beinen ein großes X. »Und Paul, so heißt mein mieser Bruder, hat einfach die Tür zugeworfen und seinen Kadaver voll dagegen. Da war der Daumen dazwischen.«

Mein lieber Herr Gesangsverein, dachte ich. Das sagt mein Vater immer, wenn was Schlimmes passiert. Oder wenn er die *Tagesthemen* sieht. Mein lieber Herr Gesangsverein.